

(Nachdruck verboten.)

51] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Der Kumpan hatte seine Schnapsflasche herborgezogen, quetschte, als wollte er den Genossen damit aus seinem Hinbrüten aufwecken, mit dem Pfropsen auf dem Glase, trank dann hustend und sagte, indem er nun Georg die Flasche hinhielt:

„Na, denn nimm man och eenen, Du! . . . wir sind gleich da!“

Der junge Sellwig griff instinktiv nach der Flasche. Wie er sie ansetzte und ihm der Fuselgeruch in die Nase stieg, hatte er für einen Moment das Gefühl des Widerwillens, das der Schnaps stets zuerst in ihm aufsteigen ließ. Wie wenn er Ekelhaftes, Verderbliches in diesem Getränk witterte, etwas, vor dem er sich hüten und von dem er sich fernhalten müsse. Aber die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, die den, der scheinbar so gar nichts zu verlieren hat, noch weit mehr abstumpft, als den sozial Höherstehenden, ja eine Art unbewußten Trostes gegen jede Warnung seines geheimen Selbst ließ Georg nun erst recht trinken! Als er die Flasche leer zurück gab, sagte der andere wütend:

„Na weeste, Du, det war och nich jrade nötig! Nu kann ich Knoch schnappen! Und mir durst immerzu! Un Geld hab ich och nich!“

Georg lachte.

„Laß man, Franze! Wir kriegen ja da wat! . . . Un sind och gleich da! Da hast doch eben jesagt! Langestrafel! Na, da is doch schon! . . . da driebe!“

Der Wagen bog jetzt, schwerfällig umlenkend, um die Ecke und hielt gleich darauf vor einer Einfahrt, die den Blick in eine Reihe hintereinander liegender Höfe freigab.

„Aber det is es ja noch ja nich,“ schrie der kleine Breitshulterige, von dem Wagen abspringend und nach vorn zum Kutscher eilend, neben dem noch zwei Ziehleute saßen, „et is doch Numma dreizehn, da, een Haus weiter, bei Poppel! . . .“

Georg und seine drei Kollegen gingen in eine Destillation, während der Kutscher seine Ankunft bei den Leuten meldete, die umziehen wollten. Und Sellwig hörte mit Erstaunen, wie der Kleine, der doch noch eben kein Geld zu haben vorgegeben hatte, ein Eisbein, ne kleine Weiße und einen Schnaps bestellte. Dadurch angefeuert, ließ er sich auch zu essen und zu trinken geben; denn, sagte er sich, wenn der nachher nicht bezahlt, kann ich ja auch auf Kredit leben!

Indem kam der Kutscher ebenfalls ins Lokal und sagte, an den Tisch zu seinen Leuten tretend:

„Kinder, det is ja ganz wat Feines!“ Er ließ die Brauen in seinem faltigen Gesicht auf und nieder spielen. „Da wert Ihr Maul und Neese aufreißen, lauta kleene Meeschens!“

Er schmatzte mit den Lippen, wie nach einem guten Happen.

Einer von den vieren, ein verhältnismäßig schwachgebauter, magerer Mensch, dem niemand seine Stärke zugebraut hätte, trank gerade Weißbier und verschluckerte sich vor Lachen:

„Det is grade wat Scheenet! Da wart ich schon seit 8 Tage druff! . . .“ Und er machte eine Bemerkung von nicht wiederzugebender Deutlichkeit.

Das gefiel allen und der größte, ein langer Kerl mit fuchsigem Reiter Schnurrbart, den er zwischen den Fingern rollte, meinte laut:

„Na uff die Weiße wer ich doch mal zu ne Braut kommen! Wat is et denn, Edewanz, Halbseide oder Rattun?“

„Hm!“ Der Kutscher machte, die linke Hand schüttelnd, eine Geste der höchsten Würdigung, „det is ganz wat Feines! Allens in Seide un Samt! . . . Doch die Olle selbst; 'n ganz schmudlicher Happen!“

„Na, denn nehme ich die Olle uff mir!“ sagte der Kleine mit den breiten Schultern, „ich bin vor wat Jediejenes! Un was thu ich mit den ganze Schönheit, wenn keene Platten (Geld) dahinter sind. Ich will Minzen sehen! . . .“

„Na, Franze, Du brauchst ihr doch nich gleich zu heiraten!“ meinte der Große, „aber Du bist schlau: Du denkst, wenn Du de Klucke erst hast, denn könn' da' de Kiefels och nich mehr wechloosen!“

Unter solchen heiteren Gesprächen brachen die Männer auf und Georg sah mit erschrecktem Staunen, daß Franz, sein Wagnachbar, trotz seiner Versicherung, kein Geld zu besitzen, jetzt seine Beche bar bezahlte. . . Er wandte sich heimlich an ihn mit der Bitte, ihm etwas zu borgen; doch der ging achselzuckend rasch zur Tür hinaus. Und dem jungen Sellwig blieb nichts übrig, als an den Wirt heranzugehen und ihn um Erundung zu bitten, bis nachher, wo er ihn von seiner Trinkgeldeinnahme bezahlen würde. Der Wirt brummte, war aber schließlich einverstanden, und Georg eilte mit einem Ingrim, den er sich doch nicht merken lassen durfte, den andern nach. Am liebsten hätte er die Kameraden laufen lassen, die er für seine Kalamität verantwortlich machte; aber der Möbelspediteur hatte ja seine Bücher! Und dann brauchte er den Verdienst auch so dringend! Seine Schlafstellenwirtin, der er für mehrere Wochen die Mietschuldete, hatte ihn auf diese Arbeit aufmerksam gemacht und im Transportkontor hatte sein athletischer Körperbau vollkommen als Empfehlung genügt.

Er sah die andern gerade noch ins Haus treten und kam eben zurecht, als ein Parterre geöffnet wurde.

Wie in allen Wohnungen, die gemischt werden, sah man verpackte und unerpakte Möbel im Korridor und durch die offenen Türen in den Zimmern umherstehen. Aber was sofort den Widerschein des Frühlings auf alle diese Männergesichter zauberte, das war das Gelächter und die scherzenden Stimmen der Mädchen, die von der eben in einer Tür sichtbar gewordenen Frau angetrieben wurden, sie möchten sich beeilen und endlich mit ihrer Toilette fertig werden! Dann sah man in den hellen Lichtbreiten der Türschwelle Gestalten in Korsett und Unterrock vorbeihüpfen, geschminzte und sahle Gesichtchen mit flatterndem Haar und schöngeordnetem Lockenbau kamen zum Vorschein und verschwand wieder. Und selbst diese einfachen Männer genüßten als Ziel für feurige, aufmunternde und schmachende Blicke aus den kaum erst wachen Augen der jungen Mädchen.

Die Wirtin dieses bezahlter Liebe geweihten Tempels, die als Rentiere im Berliner Adressbuch verzeichnet stand, war eine Wallürenfigur. Hochblond, wenn die Farbe echt war, und mit den Augen eines preussischen Offiziers, dessen Witwe sie in der Tat war, stand sie ihrem umfangreichen Betriebe gewiß mit Energie und Umsicht vor. Jetzt äugte sie, mit dem Kutscher unterhandelnd, voller Interesse zu dem langen Ziehmann mit dem fuchsröten Schnurrbart hinüber, der sie an vergangene Stunden ihres Eheglückes gemahnen mochte.

„Also Du, mit de Wirtin is es nisch!“ flüsterte Georg Sellwig dem Kleinen zu, der vorher nicht für ihn bezahlt hatte, die hat sich schon Karln ausjesucht! Die liebt det Große! Na, findste wat unter die andern, wah?“

Der Kleine wollte gerade eine giftige Antwort geben, als die Dame, Frau Cusnier — wie das Schild an der Türe besagte — sich an ihm wandte:

„Werden Sie denn auch den schweren Flügel tragen können?“

„Ho!“ Der Kleine warf sich in die breite Brust, „da ham wa schon ganz andre Dinge jeschleppt, wenn weiter nisch is!“

„Und außerdem sind wir ja och noch da, jnädige Frau!“ mischte sich Georg jetzt ein, der vortrat und die stattliche Blondine, die trotzdem zu ihm aufsehen mußte, mit dem vollen Blick seiner scharfen, blaugrauen Augen maß.

Die Frau blickte ihn mit Interesse an, ein wohlgefälliges Lächeln zog über ihren vollen Mund. Sie verglich am Ende die Männergestalten aus ihren Kreisen mit diesen Ebnen des Volkes, denen die Kraft so etwas Selbstverständliches war, daß selbst ihr vermeintlicher Mangel bei dem einen den Gohn der übrigen weckte.

„Aber was haben Sie denn?“ sagte Frau Cusnier rasch vortretend, „Sie werden ja ganz blaß!“

Georg atmete tief, seine Augen hasteten noch immer, an der Gestalt der Hausfrau vorbeigleitend, im gegenüberliegenden Lürzrahmen — war's ein Geist gewesen, der da plötzlich erschienen? Aber nein, er hatte das Gesicht zu gut erkannt! Und hätte sie unter einer Menge von Tausenden gestanden, er hätte sich nicht irren können! Die sich da für eine Sekunde nur gezeigt hatte, und bei seinem Anblick selbst zurückgewichen war, wie vor etwas Entsetzlichem — war seine Schwester.

22.

Frau Amanda Poppe wäre nicht die routinierte Vermieterin gewesen, wenn sie den Grund der plötzlichen Veränderung des jungen Möbelträgers nicht gesucht, und — rasch den blonden, hochtoupierten Kopf zurückwendend — auch gefunden hätte. Sie sah noch eben ihre beste Mieterin mit einer Bewegung des Schreckens sich zurückziehen, und kombinierte auf der Stelle einen innigen Zusammenhang zwischen den beiden. Die Ähnlichkeit zwischen Ella und Georg war zu gering, als daß sie ein Geschwisterpaar in ihnen hätte vermuten sollen, sie glaubte vielmehr an einen Diebhaber, der von ihrer Mieterin verraten und verlassen, hier möglicherweise eine Szene provozieren konnte, die sie, die überhaupt jedem Aufsehen gern aus dem Wege ging, heute am Ziehtage am allermeisten vermieden sehen wollte.

Sie gab das Quartier hier in der Langenstraße ja nur auf, weil der fast schon ausgesprochene Brodelbetrieb, obwohl sie ihn klugerweise auf die Tagesstunden beschränkte, Aufsehen zu erregen begann. Und sie verzog nach dem Süden der Stadt, wieder in eine abgelegene Gegend, weil sie wußte, daß ihre gute und reiche Kundschaft sie überall auffuchen würde.

Gewohnt, jede Schwierigkeit im Geschäft mit Geld auszugleichen, wandte sie sich freundlich lächelnd an Georg und bot ihm ein Zweimarkstück mit den Worten:

„Sie sind gewiß durstig? Da, gehen Sie und holen Sie ein paar Weißer für sich und ihre Kameraden!“

Der junge Mann stand unerschrocken. Die ruhige Sicherheit der Frau, die Gegenwart seiner Arbeitskollegen, die ihn schmunzelnd nickten, er solle gehen und das Getränk besorgen und das drückende Gefühl der eigenen Schande, eine solche Schwester sein zu nennen, das verschloß ihm vorläufig die Lippen. Mit finsterner Miene ging er hinunter.

Als er aber über die Straße ging, nach der Budike, da fochte der Born in ihm. . . . Also diese verdammte Kommenttmutter hatte die Ella in der Mache? Natürlich um sie in Grund und Boden zu verderben, um sie auszupressen, wie ein Bitrone, und, wenn sie krank wurde, oder sonst nicht mehr genug verdiente, fortzuwerfen. . . . Na, das war ja ein Glück, daß er gerade hierher kam. . . . Er würde ihr schon den Standpunkt klar machen, der alten Kupplerin, und wenn es mit Gewalt wäre! Seine Schwester wollte er raus haben aus dem Surennest, das die Polizei. . . , ach was, Polizei! Die standen ja mit solchen Weibern direkt in Verbindung und ließen sich bezahlen dafür, daß sie nicht hinsahen! Nee, er war selber Manns genug, er brauchte keine Hilfe! . . .

In dem Lokal ließ er sich Schnaps geben und Weißbier und trank am Tisch stehend, aus der Flasche, ohne daß ihm der Fusel jetzt noch Unbehagen verursachte. Nur seine zornige Energie steigerte sich dadurch.

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Wahlreformkampf von 1830 bis 1832.

II.

Der Schmedengang der Unterhausverhandlungen über die Reformbill hatte draußen schon beträchtliches Mißvergnügen erregt. Petitionen waren aus dem Lande eingegangen, die nichts weniger als untertänig waren, und so hatte auch die reformfreundliche Presse gegenüber den konservativen Verzögerungsmanövern eine drohende Sprache angenommen, für die ein Artikel des „Morning Chronicle“ charakteristisch ist, der für den Fall, daß die Rechte die Freiheiten und die Wohlfahrt des Volkes einer niederrichtigen, übermütigen, tyrannischen und habfüchtigen Aristokratie aufzuopfern versuchen sollte, ankündigte, daß Hunderttausende in den Ruf ausbrechen würden: „Nieder mit der Aristokratie; jetzt ist die Alternative: Reform oder Revolution!“ Das galt nicht nur dem Unterhause

und der Regierung, sondern besonders dem konservativen Rückhalt, dem Oberhause, wo ganz zweifellos eine starke reformfeindliche Mehrheit existierte. Es mußte sich nun zeigen, ob diese Mehrheit der englischen Granden es wagen würde, dem ausgesprochenen Willen der Gemeinen sich entgegenzustellen. Lord Grey unterließ nicht, in der Rede, womit er die Reformbill am 3. Oktober 1831 bei den Lords befristete, dem Oberhause die Gefährlichkeit eines hartnäckigen Sträubens vor Augen zu führen. Aber auf die Wortführer der Konservativen im Herrenhause war kein Eindruck zu machen. Sie erklärten die Bill für einen Angriff auf die alte Verfassung, des diese zerstören müsse und der Demokratie den Weg bahne. Demen, die davon sprachen, daß nur der Pöbel Reform verlange, hielt der Lordkanzler Brougham eindringlich vor, daß die Mittelklassen an der Spitze der Bewegung ständen. Auf deren ökonomische Macht, ihr wirtschaftliches Uebergewicht gegenüber der Aristokratie der Landlords wies Brougham mit den Worten hin: „Ihr, die ihr so leichtsin von diesen Klassen sprecht, bringt alle eure Schlösser, Paläste, Landhöfe und Güter herbei und verkauft sie; ihr werdet sehen, daß alles dies nichts ist im Vergleich zu dem Reichtum, den die Mittelklassen Englands besitzen“. Aber alle Vernunftgründe prallten von den harten Schädeln der Oberhausjunker ab. Einer von ihren Heißspornen, Graf Bristol, behauptete sogar, lieber seinen Kopf auf den Block legen zu wollen, als für ein so heillofes Nachwerk zu stimmen. Das Ende vom Liede war nach wenigen Tagen, am 8. Oktober 1831 die Ablehnung der Reformbill durch die Lords. Unter der Mehrheit waren auch fast alle Bischöfe; weltliche und geistliche Aristokratie standen zusammen. Sie waren sich offenbar über die Unwiderstehlichkeit der Macht, die hinter der Unterhausmehrheit stand, nicht klar.

Die Aufnahme, die der Entscheidung des Oberhauses im Lande wurde, ließ über die wahre Meinung des Landes nicht den geringsten Zweifel. Lord Grey ward mit Deputationen beauftragt, die ihn aufforderten, einen Pairsklub zu bewirken, das heißt beim König die Ernennung einer Anzahl neuer Lords durchzusetzen, die hinreichte, um die konservative Mehrheit in eine Minderheit zu verwandeln. Es damit zu versuchen, hatten die aristokratischen Minister wenig Neigung. Freilich wagten sie auch nicht, die Flinte ins Korn zu werfen. Gemäß einem Vertrauensvotum der Gemeinen, der sie aufforderte, im Amt zu bleiben und an der Reformbill festzuhalten, hielten sie aus. Von allen Seiten kamen Nachrichten, die den Ernst der Lage augenscheinlicher machten. Einige der verhassten Reformgegner mußten an ihrer eigenen Person oder wenigstens an ihrem Besitz spüren, welchen Ingrimm sie durch ihre Haltung auf sich gezogen hatten. So wurden etliche Lords mit Steinen beworfen, ihre Paläste demoliert. Wellington ließ sein Wohnhaus verbarrikadieren, und mehrere Lords rüsteten demnächst ihre Landhöfe sogar mit Geschütz aus, weil sie einem regelrechten Angriff entgegenstehen. An mehreren Stellen kam es zu heftigen Zusammenstößen von Volksmengen mit der bewaffneten Macht, überall aber zu großen Demonstrationen, teils in Gestalt von Massenversammlungen, teils von Straßenumzügen. In zahlreichen Städten wurden auf Stangen Plakate herumgetragen mit der Inschrift: „Keine Steuern mehr! Nieder mit den Pairs! Nieder mit der Kirche!“ Der Steuerverweigerungsbeschluß wurde vielerorts gefaßt, so von einer 30 000 Köpfe starken Versammlung in Glasgow, die auf die Zeiten der Bürgerkriege hinwies, wo das Land sich schon einmal ohne Lords beholfen habe. Zum Schluß wurde eine Resolution angenommen: Das Unterhaus habe, weil korrupt konstituiert, kein gesetzliches Recht mehr, die Nation zu besteuern; folglich sei auch niemand, bevor die Wahlreform durchgesetzt, mehr verpflichtet, Steuern zu zahlen. In Manchester, wo auch eine ungeheure Demonstration für allgemeines Wahlrecht stattfand, las man überall öffentliche Anschläge, wonach niemand die den Mitbürgern wegen Steuerverweigerung weggenommenen Effekten kaufen sollte, weil die vom Unterhause in seiner jetzigen Gestalt beschlossenen Steuern ungesetzlich wären. Auch in London waren an zahlreichen Stellen Aufforderungen zur Steuerverweigerung angehängt. Eine Londoner Straßendemonstration zählte über 40 000 Teilnehmer, obwohl vorher ein königliches Verbot ergangen war. Gelesene Zeitungen riefen die Mitglieder der Reformvereine auf, sich zu bewaffnen, im Gebrauch der Waffen zu üben und Offiziere zu wählen. Angesehene Führer der Reformbewegung sprachen in öffentlichen Reden von der Notwendigkeit, eine Reformarmee aufzustellen. In Canterbury las man an allen Ecken: „Reform oder Revolution — die Entscheidung ist da. Wollt ihr, Mitbürger, es dulden, daß zweihundert verknöcherte Aristokraten euch zu Sklaven machen?!“ Daß jene Alternative kein Spaß war, zeigte sich Ende Oktober in Bristol, als einer der eifrigsten Reformgegner, Betherell, in amtlicher Eigenschaft dort seinen Einzug hielt. Eine ungeheure Menge begrüßte ihn mit einem Regen von Steinen und faulen Eiern. Er rettete sich mit Mühe und Not ins Rathaus. Die Volksmenge eskalierte dieses trotz verzweifelter Widerstandes der Konstabler und schlug alles kurz und klein. Betherell flüchtete über die Dächer und verließ bei Nacht und Nebel die Stadt. Anderen Tages waren die Volksmassen noch zahlreicher, und es kam zu Zusammenstößen mit der Kavallerie. Die Dragoner gaben Feuer. Aber nun fürzte sich die Menge auf sie und trieb sie aus der Stadt, wo demnächst die Gefängnisse in Flammen aufgingen, das Zollhaus und der Bischofspalast zerstört wurden. Am folgenden Tage rückten größere Truppenmengen mit schwerer Artillerie ein und stellten

nach hartnäckigem Kampfe durch Gewehr- und Geschützfeuer die „Ruhe“ her: mehrere Hundert Menschen waren tot oder verwundet.

Rechtliche blutige Vorgänge in Nottingham, Derby, Loughborough zeigten, daß beim Volk der Geduldsfaden zu reißen drohte und daß es höchste Zeit war, wenn die Reformfrage noch auf parlamentarischem Wege erledigt werden sollte. Nach dem Wiederzusammentritt des Parlaments im Dezember 1831 brachte Lord Russell eine neue Reformbill ein, die im wesentlichen mit der alten übereinstimmte. Infolge konservativer Verzögerungsanträge zog sich die Erledigung der Vorlage im Unterhaus bis über die Mitte des Monats März 1832 hinaus, unter zahlreichen Kundgebungen zunehmender Ungeduld des Landes. In der dritten Lesung wies der Abgeordnete Macaulay, der bekannte Geschichtsschreiber, die Lords eindringlich darauf hin, daß es hier heißen müsse: Vogel, friß oder stirb. Es gebe nur noch die Alternative: Die Bill oder die Anarchie. Daß es sich hier um kein Kinderpiel handle, war inzwischen wieder verschiedentlich klar geworden, so in London selbst, wo es bei einer großen Straßendemonstration zu den heftigsten Zusammenstößen mit der Polizei kam, deren Brutalitäten die Teilnehmer der Kundgebung keineswegs ohne Widerstand über sich ergehen ließen, sondern mit einem Steinhagel erwiderten. Ganz ohne Eindruck war die fieberhaft erregte Stimmung des Landes wohl auch auf einen Teil der konservativen Lords nicht geblieben. Darauf ließ wenigstens die veränderte Taktik schließen, zu der ihre Führer griffen, als die Reformbill nach der endgültigen Annahme durch die Gemeinen (22. März 1832) ans Oberhaus gelangte. Sie wiesen sie nicht wie zuvor ohne weiteres von der Hand, sondern ließen sie zur zweiten Lesung und zur Komiteeberatung kommen, um hier erst ihre Künste spielen zu lassen, den Ministern mit Verbesserungsvorschlägen zuzusetzen, auf die sie sich nicht einlassen konnten. Schon ehe diese neue Kampfart der konservativen Führer des Oberhauses kochen in die Erscheinung trat, schon in den Osterferien, bekamen die Lords wieder aus dem ganzen Lande massenhafte Winke mit dem Jaunpfahl. Riesige Versammlungen unter freiem Himmel wurden abgehalten. An dem großen Reformmeeting in Birmingham nahmen nicht weniger als 150 000 Menschen teil, die alleamt den Eid leisteten, für die Reformfrage einzutreten „mit ganzer Treue, durch jede Gefahr und Entbehrung hindurch für uns und unsere Kinder“. Das war am 7. Mai 1832. Am gleichen Tage begannen die Komiteeberatungen der Lords und brachten alsbald die vorläufige Entscheidung. Gleich die erste Abstimmung nämlich fiel zuungunsten der Regierung aus, worauf Lord Grey sofort Aussetzung der Verhandlungen auf drei Tage verlangte.

Die Regierung entschloß sich nun zu dem, was ihr als äußerstes Mittel vorschwebte, den König um Vornahme des Pairsschubes anzufragen. Am 9. Mai traten sie in diesem Sinne an den König heran und erhalten zunächst nicht eben ungünstigen Bescheid. Ueber Nacht aber kam es ganz anders. Der König, der immer nur mit halbem Herzen bei der Reformbewegung gewesen war, unterlag über Nacht reaktionären Einflüsterungen, die seine Frau geltend machte, lehnte am nächsten Morgen das Verlangen des Pairsschubs ab und gab den Ministern ihre Entlassung. Das nächste, was das Land von den königlichen Entschlüssen vernahm, war die fast ungläubliche Tatsache, daß kein anderer als der Herzog von Wellington, der geschworene Gegner jeder Reform, mit der Bildung eines neuen Kabinetts betraut war. Das bedeutete nichts Geringeres als eine reaktionäre Kriegserklärung nicht allein an die Reformbewegung, sondern überhaupt an die bisherige Regierungsform, an das anerkannte Uebergewicht des Unterhauses. Daß man in den reaktionären Kreisen tatsächlich daran dachte, es mit einer Politik der militärischen Gewalt zu versuchen, zeigte die Tatsache, daß Wellington Schreiben an die Offiziere des Verlaustandenstandes ergehen ließ, sich zum Dienstantritt bereit zu halten. Die Truppen wurden in den Kasernen marschbereit gefaßt; allerdings bestanden starke Zweifel, ob sie auch durchweg bereit sein würden, gegen das Volk zu marschieren. Wie dem auch sein mochte, darüber ließ die Aufnahme der konservativen Schilderhebung durch das Land keinen Zweifel, daß das Volk entschlossen sei, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen. Ueberall fanden Massenversammlungen statt, die beschlossen, nun die Steuerverweigerung ins Werk zu setzen. In Birmingham beschloßen 100 000 Mann, sich zu bewaffnen, um nötigenfalls die Gewalt mit der Gewalt vertreiben zu können. Die Arbeitermassen des Nordens bekundeten ihre Entschlossenheit, auf London zu marschieren. In London selbst herrschte die gleiche Erregung bis hinauf zu den Aldermen und dem Lord-Mayor. Diese städtischen Würdenträger verlangten vom Parlament, was überall die Lösung des Tages war, Steuerverweigerung, und im Unterhaus trat der Abgeordnete Gume mit einem Antrage in diesem Sinne hervor, der den Beifall der Mehrheit fand. Gleichzeitig begann bereits das besitzende Bürgertum, der Bank von England ihre Noten in Masse zurückzugeben und sie dadurch an den Rand des Bankrotts zu treiben. Für die Reaktionäre war es nicht mehr sicher, sich auf den Straßen bilden zu lassen. Der König selber wurde mit Zurufen begrüßt, die alles andere als liebenswürdig waren, und es fehlte sogar nicht an Kotwürfen gegen seinen Wagen.

Kein Zweifel, wenn die Reaktionäre fest blieben und ernstlich versuchten, mit Gewalt das Wahlrecht der verfaulten Flecken und die Alleinherrschaft der Junker und Jobbers aufrecht zu erhalten, so kam es zur Revolution. Aber eben, weil die Tories dies mehr und

mehr merken mußten, kamen sie zu besserer Einsicht. Seine meinte damals, ob die Tories vielleicht unter den Steinen, womit man ihnen die Fenster einwarf, zufällig den Stein der Weisen gefunden hätten. Jedenfalls, sie wichen vor dem beginnenden Sturm zurück und unterwarfen sich dem Willen des Unterhauses oder vielmehr des Volkes, von dem das Unterhaus geschoben wurde. Am 15. Mai 1832 schon erklärte Wellington dem König, daß seine Versuche, ein Kabinett zu bilden, gescheitert seien. Das Reformministerium trat alsbald wieder ins Amt, diesmal mit der königlichen Einwilligung zu einem Pairsschub, wenn ein solcher nötig sein sollte. So weit ließ es nun aber die konservative Mehrheit des Oberhauses nicht kommen; sie verzichtete jetzt selbst auf den Widerstand gegen die Reform. Mehr als hundert Lords, mit Wellington an der Spitze, blieben den weiteren Verhandlungen in der Reformfrage fern, und so kam es, daß auch ohne Pairsschub im Oberhaus eine Majorität für die Wahlreform vorhanden war. Die Bill paßierte ohne weitere Schwierigkeiten die letzten Stadien der parlamentarischen Beratung und am 7. Juni 1832 wurde die Reformvorlage durch die königliche Genehmigung Gesetz. Auf solche Art setzten die Engländer die erste Wahlreform durch, dieselben Engländer, die das preussische Ministerium samt seinen reaktionären Myrindonen dem uns Wahlrecht kämpfenden Proletariat als Muster vorhält. A. Conradh.

Die Entstehung der Familiennamen.*)

Als die Menschen anfangen, sich in der Welt einzurichten, so gaben sie den Gegenständen, die sie um sich sahen, Namen, und ebenso bezeichneten sie sich auch gegenseitig mit bestimmten Wörtern, um die Personen, zu denen oder von denen sie sprachen, zu unterscheiden. Aber während bei den Tieren und leblosen Dingen ein Wort immer zur Bezeichnung einer Menge gleichartiger Gegenstände diente, wie Löwe, Baum, Haus, Stein, die Gattungsnamen, und während hier nur einzelne große Gegenstände ihre besonderen Namen erhielten wie die Berge, Flüsse, Ansiedelungen, erhielt von den Menschen jeder seinen besonderen Namen, der ihm allein eigentümlich sein sollte. Das ist der Begriff, den wir noch heute mit dem Worte Eigennamen verbinden, daß dieser nämlich einer Person oder einem Dinge allein gehören soll. Wie es nur eine Donau, nur einen Sinai, nur ein Hamburg gibt, so sollte auch bei den Menschen jeder Name nur eine ganz bestimmte Person bezeichnen und keine andere. Bekommen auch die den Menschen umgebenden Tiere, die Hunde und Pferde, Einzelnamen, zuweilen auch leblose Dinge wie Schiffe, berühmte Waffen, so werden auch sie eben dadurch aus der Gattung heraus und gewissermaßen zu Personen erhoben. Ein Name genügt in der ältesten Zeit zur zweifelsfreien Bezeichnung der Personen: bei allen Völkern tragen die Menschen zunächst nur einen Namen. Ein Name genügt, denn die Zahl der Menschen, die miteinander in Verkehr stehen, ist klein, so daß man im ganzen nicht allzuvieler Namen bedarf, und andererseits ist die Sprache noch schöpferisch und bringt eine Fülle von Namen hervor.

Sinnvoll wird für das neugeborene Kind der Name gebildet. Im Alten Testament wird fast bei jedem Namen Herleitung und Bedeutung angegeben. Ebenso schafft man in Deutschland sinnvolle Namen: Das zeigen uns die in derselben Familie vereinigten Siegmund, Siegelind, Siegfried; Heribrand, Sildebrand, Hadubrand. Auch hier bot die Zusammenfügung zahlreiche Möglichkeiten der Abwechslung. Viele deutsche Namen beginnen oder schließen mit dem Worte hild Kampf: Sildebrand, Silbegunde, Kriemhild, Brunhild. Sinnvoll wird der Name gebildet, ein Geschenk fürs Leben soll das Kind mit ihm erhalten, all das Gute und Schöne, was z. B. der Name Siegfried enthält, soll der Knabe, der den Namen erhält, dereinst als Mann an sich tragen. „Schöne Namen reizen auch zu schönen Taten“, diesen Grundsatz, den Fischart so im Gargantua ausspricht, haben zu allen Zeiten die Eltern bei der Namengebung bewußt oder unbewußt befolgt.

Im Gegensatz zu der Sinnamigkeit der alten Zeit führt nun der Mensch heute im wesentlichen zwei Namen. Wir nennen den ersten den Vornamen, den zweiten den Familiennamen.

Und zwar sind unsere Familiennamen im wesentlichen von vierfacher Art: Es ist entweder noch ein zweiter Vorname

*) Wir entnehmen obenstehende Ausführungen dem 296. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“: „Die deutschen Personennamen“. Von Professor Alfred Wähnsch in Kreuzburg (O.S.) (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Preis geh. 1 Mk., in Leinwand gebunden 1,25 Mk.), das, ausgehend von einer Schilderung der ursprünglichen Zeit der Sinnamigkeit und der Entstehung der Familiennamen im Beginn des Mittelalters, und einer Erörterung über die ursprünglichen Einzelnamen und ihre Verwendung als Familiennamen, eine durch eine Fülle von Beispielen belebte, erklärende Uebersicht über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen gibt, einschließlich der aus fremden Sprachen übernommenen.

Beigefügt, häufiger der des Vaters: Konrad (der Sohn des) Martin, oder der zweite Name ist von der Herkunft oder Wohnstätte hergenommen: Konrad der Bager, Konrad der Wiesner (der sein Haus an der Wiese hat), oder er bezeichnet eine Eigenschaft: Konrad der Lange, oder Stand oder Gewerbe: Konrad der Schmied.

Es sind dieselben Zusätze, die wir auch bei anderen Völkern finden, dieselben, die man zu allen Zeiten bei Regentennamen angewendet hat, und die wir noch heute an Stelle des Namens frei erfinden, wenn wir Personen bezeichnen wollen, deren Namen wir nicht kennen oder vergessen haben. Wir nennen einen aus der Ferne zugezogenen Handwerker nach seiner Heimat den Böhmer, einen Pastor oder Gutbesitzer nach seinem Dorfe den Gernsdorfer, einen Arbeiter den Stelzfuß. Besonders oft machen wir es so auf Reisen, wo wir mit vielen Leuten zusammenkommen, oft täglich, deren Namen wir nicht kennen oder nicht behalten; da sprechen wir von den Berlinern im zweiten Stod oder dem langen Jungen im Nebenhaufe.

Wie diese Bezeichnungen sich immer nur auf den einzelnen beziehen, so haben auch unsere Familiennamen zuerst meist nur einen einzelnen bezeichnet, der aus Bayern gekommen oder lang gewachsen war oder das Schmiedehandwerk betrieb. Aber sie sind nachher auch zur Bezeichnung seiner Nachkommen geworden. Und zwar ist das merkwürdig schnell gegangen. Bald nachdem überhaupt Familiennamen entstehen, bezeichnen sie vielfach sofort nicht den einzelnen, sondern die Familie. Man verwandte die Bezeichnungen auch für Personen, für die sie offenbar nicht paßten, und so entfernen sich diese Namen jetzt von dem ursprünglichen Zweck aller Namen, dem Wesen des Menschen zu entsprechen.

Das Hinzutreten solcher Zunamen und ihr Festwerden tritt in Deutschland etwa seit 1050 ein. Welches war nun der Grund, daß man zu dem einen Namen, der Jahrhunderte hindurch der einzige gewesen war, noch einen zweiten hinzufügte?

Früher erklärte man es ausschließlich so, daß die schöpferische Kraft der Sprache allmählich erlahmte und man nicht mehr so viel Namen frei zu erfinden vermochte. Durch Abschleifung wurden zugleich Namen, die ursprünglich verschieden waren, einander ähnlich oder ganz gleich. Während so Zahl und Mannigfaltigkeit der Namen abnahm, kamen gleichzeitig durch die Steigerung des Verkehrs die Menschen mehr als früher miteinander in Berührung, und die verminderte Zahl der Namen genügte nicht mehr zur ausreichenden Unterscheidung der größeren Menge der Menschen. Man ist heute nicht mehr der Ansicht, daß die Familiennamen hauptsächlich aus diesem Grunde hinzugefügt worden sind; aber diese Umstände haben, wenn nicht zu ihrer Entstehung, doch zu ihrer Ausbreitung sicherlich beigetragen. Denn bei allen Völkern finden wir auf einer entwickelteren Kulturstufe und bei gesteigertem Verkehr, daß derselbe Name von vielen getragen wird und Zusätze erhalten muß, um den einzelnen bestimmter zu bezeichnen.

In Deutschland macht sich ein Verfall der alten Namensfälle und ein Zusammenschmelzen des Namenschaos seit 1050 geltend und nimmt bis 1150 langsam, von da ab rasch, zu. Jedoch hat das seinen Grund offenbar nicht in einer Abnahme der Schöpferkraft der Sprache, für die wir sonst in dieser Zeit zahlreiche Beweise haben, sondern das Auftommen gewisser Lieblingsnamen ist eine Modesache, die bei den höheren Ständen anfängt und oft so weit getrieben wird, daß sogar Brüder denselben Namen erhalten.

Daß aber diese Umstände allein oder auch nur vorzugsweise zur Schaffung eines zweiten Namens geführt hätten, dagegen sprechen doch mancherlei Gründe. Die Familiennamen treten in der Gegend von Basel, die Socin im besonderen zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht hat, zuerst beim Hochadel auf, etwa um 1050. Später nehmen die ritterlichen Dienstleute, die Ministerialen, solche an, ungefähr seit 1150. Dann folgen die Bürger, erst nach 1200 die Hörigen. Dasselbe, daß nämlich der zweite Name zuerst bei den höheren Schichten der Gesellschaft auftritt und erst allmählich in die niederen hinabsteigt, berichtet Reichert für Breslau. Wäre es das Bedürfnis der Unterscheidung gewesen, was den zweiten Namen hervorgerufen hat, so hätte der Verlauf offenbar gerade umgekehrt sein müssen, die Namen hätten bei den Bürgern, die am meisten mitten im Verkehr standen, anfangen müssen. Der Hochadel bedurfte der Unterscheidung am wenigsten, zumal damals wie heute jeklene Vornamen in den Kreisen gewisser Adelsfamilien üblich waren. Sodann müßten die Namen, wenn sie der Unterscheidung dienen sollten, zunächst nur am einzelnen haften und erst ganz allmählich zu Familiennamen werden. Aber das ist nicht der Fall. Diese Zunamen werden entweder sehr schnell aus Einzelnamen Familiennamen oder sie sind es sofort bei ihrem ersten Auftreten.

Offenbar handelt es sich bei der Entstehung der Familiennamen nicht um etwas völlig Neues, sondern um die allerdings mit einem Male hervortretende Fortbildung bereits früher vorhandener Verhältnisse. Schon früh finden wir nämlich das Bestreben, mit dem Namen nicht nur den einzelnen zu bezeichnen, sondern auch seine Zugehörigkeit zu einem Geschlecht anzugeben. Das geschieht durch Namen, die die gleichen Bestandteile enthalten. Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

wie Siegmund, Steglinde, Siegfried, oder denselben Anlaut haben, wie Günther, Gernot, Giseler, oder beides wie Heribrand, Hildebrand, Hadubrand. In anderen Fällen scheint der Name des Stammvaters Jahrhunderte hindurch in der Familie periodisch wiederholt worden zu sein, so daß er zu einer Art von Stammnamen wurde. In vielen Familien besteht von der ältesten Zeit her eine Tradition, wenigstens bei Leuten von Stande.

Um 1100 treten all diese Namen nun stärker hervor; es wird jetzt ein Brauch und eine Sitte, was bisher mehr vereinzelt vorgekommen war. Socin sagt darüber: Die Annahme eines zweiten Namens scheint nicht sowohl auf einem Bedürfnis des praktischen Lebens, als vielmehr auf der Standeskritik, dem Familienstolz beruht zu haben. „Nicht sowohl das Bedürfnis praktischer Unterscheidung, als die Sucht sich auszuzeichnen, schuf die neuen Namen.“ Und zwar scheint der Brauch nach Deutschland aus Italien gekommen zu sein, wo wir schon einige Jahrhunderte früher Familiennamen finden.

Kleines feuilleton.

Schönheit. Als Julius Cäsar seinen Versuch wider die Freiheit der Republik mit 23 gut bürgerlichen Messerstichen quittiert bekam, soll er niedersinkend noch seine Toga zurechtgezupft haben, um wenigstens in Schönheit zu sterben. In Schönheit zu leben ist aber immer das Feldgeschrei jener Arbeitslosen gewesen, die vor lauter Müßiggang in der Wahl einer standesgemäßen Unterhaltung gar nicht Zeit zur Arbeit übrig behalten. Ueberdies sind sie sich darüber klar: sie wollen keine „Herdenmenschen“ sein. Herdenmenschen arbeiten, und Arbeit ist „häßlich“. So haben sie sich wenigstens über die negative Seite der Schönheit geeinigt. Die positive ist etwas schwieriger und bis dato kann hier von einer Einigung der Parteien nicht die Rede sein. Zwar haben egliche Professoren die Sache in ein System gebracht — man nennt's Ästhetik — und jeder Wassich säwagt nach diesem Rezept so geläufig, wie der erste Kunststiller des „Generalanzeigers“ von Hinterquatschlingen. Aber es ist eitel Salagjahne, und diese Feuilleton-Konditorei der unpolitischen Presse verschleimt den Abonnenten noch das letzte Quantchen geistigen Magenjaftes, das sie etwa besitzen. Denn wohlgemerkt: der Arbeiter, der nach des Tages Mühsal um seine Bildung ringt und die Bildung überhaupt hochachtet, er mag sich hüten, das vornehm tuende Gefahre über ästhetischen Bovel für „Bildung“ zu halten. Nichts ist leichter, auch für den Arbeiter, als da mitzureden, wenn er wollte; man braucht sich nur die Stichworte und ihre kombinierbare Stellung in der ästhetischen Figura zu merken. Denn das ganze System wird ohne Stütze und ohne inneren Auftrieb nur von den Händen der gefälligen Helfershelfer in der Luft säwebend erhalten.

Das Naturwissenschaftstolo der Ästhetik hat eine kleine Gruppe von Schönheitsuchern veranlaßt, sich nach einem weniger abstrakten Anbetungsobjekt umzusehen. Man erbedete „das Weib“, das schon so oft entbedt worden und noch nie in Vergessenheit geraten ist. Herr Stray in Holland hat diese Bewegung eigentlich inauguriert. Er ist von Natur Arzt und wollte die Kunst von der Krankheit befreien. Er nahm uns also die Binde von den Augen, und wir erkannten, daß Votticelli seine Venus, nicht weil es damals Mode war, mit flachen Schultern malte, sondern weil sein Modell offenbar zur Lungenemwindung neigte. Die Malerei war demnach noch zu retten, wofern nur die Maler künftig fleißiger die Klinik besuchten oder, noch besser, wenn nur Ärzte malten. Stray's Bilderbücher mit den Alt- und Nachaufnahmen internationaler Verblühter fanden reichenden Absatz. Die Staatsanwaltschaft waren verdrießlich, weil sich von wegen des immerhin medizinisch-wissenschaftlichen Standpunktes des Verfassers nichts mit dem gebenedeiten § 184 unternehmen ließ und allein die königliche Bibliothek in Berlin, die in puncto puncti nur Unterhosen vom dicksten Leder gestattet, „sekretierte“ jeden neu erscheinenden Band in der Verschwiegenheit ihres reich assortierten geheimen Kabinetts.

Unter den vielen, die nach und mit Stray auf den Pfaden nachter Schönheit wandeln, zeichnet sich Karl Banjelows Zeitschrift „Die Schönheit“, aus deren drei ersten Jahrgängen jetzt auch ein statischer Auswahlband vorliegt (Verlag der „Schönheit“, Berlin SW. 11, geb. 12,50), durch geschmackvolle typographische Aufmachung aus. Der Text ist von langsamem Buchschmuck umflossen, die Äyrik gibt sich melancholisch in die Stirn gefämmt, und die Wädchenakte wandeln in paradiesischem Freilicht über das glänzend satinierte Papier. Ihr lächelndes Unbekleidetsein hat sogar preußische Straftrüder schließlich entwaffnet, wie weiland Phrygnens enthüllter Busen die Anlage wegen Kirchenlästerung widerlegte. Aber auch Reformen kommen in den Spalten der „Schönheit“ zu Wort, wie die Zeitschrift überhaupt, besonders in ihren Nebenansgaben, auf Reformierung der bürgerlichen Gesellschaft aus ist. Emagirierte Frauenrechtlerinnen kämpfen da mit zornigem Pathos um die Freiheit der Liebe und des Sackjackets, und der Leser wird unaußbleiblich davon überzeugt, daß wir so kümmerlich durch die Welt schreiten, weil uns tatsächlich der Schuh drückt. A. K.